

DER  
**THIERGARTEN.**

Aufforderung an die Jugend  
zu heiterer Betrachtung

DER LEBENDIGEN NATUR



In 16 Bildern entworfen und auf Stein gezeichnet  
durch

**CUSTAV CANTON.**

Text nach den neuesten und besten Hilfsquellen  
der

**NATURWISSENSCHAFT.**

MAINZ.

Verlagseigenthum von Joseph Scholz.



frage Thier sehen auf die Worte seines Führers blickt. Es gibt auch weiße Elefanten; jedoch kommen sie selten vor; die führen in Siam, Pegu und Assa ein weiches Schlangenfellen; denn da man dort glaubt, daß in solchen weißen Elefanten die Seelen verbodener indischer Fürsten wohnen, so erweist man ihnen alle Ehre. Sie brauchen nicht zu arbeiten, wohnen im Palast, in einem prächtigen Saal mit vergoldeten Gesimsen, bekommen ihr Futter auf goldenen Schüsseln vorgesetzt, werden aus einer silbernen Schüssel ein Paar Mal im Tage gewaschen und heben das unter einem Iridschimmel, der von acht Dienern getragen wird. Jedermann muß sich ehrfurchtsohnlich vor ihnen zeigen, sie aber brauchen bloß vor dem regierenden Kaiser ihre Knie zu beugen und er bedankt sich dann bei ihnen auf's Höflichste. — Da geht den afrikanischen Elefanten nicht so gut. Der wird nämlich nur gejagt, und zwar hauptsächlich um des kostbaren Elfenbeins willen. Die Kasserer jagen nur einzelne Elefanten, die sich von der Herde verloren haben; sie jünden das Gewas und niedere Gebüsch rings um einen an, weil sie wissen, daß der Elefant einen solchen Kreis wenigstens bei Tage nicht verläßt; dann werfen sie viele kleine Steine auf ihn und wenn er aus dem Kreise entläuft, so nennt er sich diese immer tiefer in den Leib. Am Morgen räumt man mitten auf dem Wege nach der Tränke, den der Elefant gewöhnlich einschlägt, ein mit Wäderschaden verriebenes Eisen in schräger Richtung ein und bedeckt es mit Gewas. Das arglose Thier kommt in der Nacht dahin und stößt sich das Eisen in die Brust. Während der Schmerz will es weiter, kriecht sich aber immer fester auf und verblutet so. Uebrigens läuft eine Elefantenjagd nicht immer glücklich ab und schon mancher Jäger, der sich auf sein Besessener verließ, hat seine Verwundtheit mit dem qualvollsten Tode büßen müssen, wenn das gereizte Thier ihn mit dem Klaffel racht, zu Boden warf und mit den gewaltigen Füßen zermalmt."

Ein anderer Dichtbunter, zu welchem der Bettler Kilian jetzt die Kunden führte, war

### Das Nashorn,

auf Griechisch Rhinoceros geheißen; und zwar war's ein ostindisches.

Berner meinte: dies kenne Thier, etwas kleiner als der Elefant, wäre doch das hübschste von allen, welche er noch gesehen habe, und man merke ihm auf den ersten Blick an, daß es dumm und träge sein müsse. Der Bettler versetzte darauf: „Ja, da halt Du Recht; überaus kann es doch schnell genug laufen, wenn es verfolgt wird.“

Kaguz fragte ihn, woran er denn erkenne, daß es gerade ein ostindisches Nashorn sei, und ob es auch in andern Ländern Nashörner gebe?

„Allerdings,“ sagte der Bettler, „gibt es auch im südlichen Afrika ein Nashorn, welches sich von der in Ostindien lebenden Gattung dadurch unterscheidet, daß es auf der Nasenspitze zwei hintereinanderstehende Hörner hat, während das ostindische, welches ihr hier sehr, nur ein solches Horn besitzt, das an der Wurzel fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hat und bis 2 Fuß 4 Zoll lang ist; kein ostindisches Nashorn ist das erste oder das zweite Horn 1 Fuß 2 Zoll, das hintere bloß 6 Zoll lang. Diese Hörner nun, von denen das Thier seinen Namen erhalten hat, sind bei beiden Gattungen nicht hoch, sie bestehen aus hornigen Fasern, schlethern, wenn das Thier ruhig ist, und werden steif, wenn es in Jern geräth; dann gebraucht es das Horn als Waffe gegen Menschen und Thiere, welche es angriffen. Ein anderes Merkmal, wodurch sich das ostindische Nashorn von dem afrikanischen unterscheidet, besteht darin, daß die bräunlichgrüne Haut des ersteren, welche sehr naht und mit schwellenartigen Warzen besetzt ist, an Schultern und Schenkeln tiefe Falten bildet, während das afrikanische eine dunkelbraune runzelige Haut ohne Falten hat. Im Uebrigen haben beide Gattungen einen und denselben Bau, und wenn ihr das ostindische hier betrachtet, so wißt ihr auch, wie das afrikanische ausseht. Der Kopf, der über zwei Fuß lang ist, hat einige Nechtheit mit dem eines Schweins, wie denn das ganze Thier sich gern im Verack wälzt gleich dem Schweine. Der Rücken ist klein, die Schwanz gegliedert und die Oberlippe, die es räffelartig verlängern kann, hängt etwas über die Unterlippe herab; die Stirn ragt in einem fast dreieckigen Höcker empor, die Augen sind klein und trüb, ohne allen geistigen Ausdruck, und die kleinen Ohren stehen aufrecht. Der Hals ist

futz und dick, der Ruarf, welcher acht Fuß in der Länge misst, soffsternig, der Schwanz, der kleiner aussieht, als er wirklich ist, hat am Ende dicke Borsten, die kurzen krummen Beine haben drei verwohrene Zehen mit abgerundeten hinfertigen Klauen."

Die Studien wünschsten über die Lebensweise des Nashorns Genaueres zu erfahren. Da erzählte der Beter: „Wenn afrikanischen weiß man so gut wie gar nichts, nämlich, was seine Lebensweise in der Freiheit betrifft. Das afrikanische Nashorn lebt in großen Wäldern und hält sich gewöhnlich an unzugänglichen Orten auf, wo es saftige Bäume findet, deren Zweige es, auch wenn sie hoch sind, mit seiner verlängerten Oberlippe erreicht und mit Hilfe derselben und seiner Zunge abbricht. Hat es alle Zweige eines Baumes gestressen, so macht es sich auch noch an den Stamm, zerstückelt ihn mit seinem Horn und verschluckt die Stüchchen Holz. Es ist übrigens eben so durstig als gefräßig, und sucht deshalb auch wasserreiche und summhge Gegenden auf. Da wälzt es sich gern in der Nacht im Schlamm herum, und wenn es heranzukommt und der Schlamm trocken wird, bildet er eine Art von Panzer auf seiner Haut, wodurch diese gegen die Stiche einer Biene geschützt wird, welche es sehr belästigt. Wenn man es jagen will, so muß man's nicht auf offenem Felde aufsuchen, sondern sich durch das Gedröh unter dem Blinde leise heranschleichen und dem Thier, das ebenfalls schlecht sieht, als es gut hört und riecht, so nahe zu kommen suchen, daß der Schuß nicht fehlen kann. Am Besten ist: man lauert ihm in einem sicheren Hinterhalt bei mondloser Nacht an seinem gewöhnlichen Trankplatz auf. Da zielt man ihm auf dreißig Schritt nach dem Auge, wo Naschorn und Zell dünn genug sind, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt der Jäger diese Stelle und ist das Nashorn noch zum Verfehlen kräftig genug, so fährt es wüthend nach dem Orte hin, wo der Schuß fiel, und blüht und späht nach dem Feinde umher. Sieht es ihn, so heult es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt vorwärts, indem es mit der ganzen Länge des Hornes die Erde freist. Vereingt der Jäger bebend einige Schritte bei Seite, dann ist er gerettet, denn das wüthend

anlaufende Thier strengt gradaus weiter. Aber wehe dem Jäger oder dem Hund, den es erreicht; es greift sie an, schneidert Erde und Steine um sich und schlägt ihnen mit dem Horn den Leib auf. Die Afrikaner essen das Nashornfleisch gern; es soll an Geschmack dem Schweinefleisch ähneln; das Fett brauchen sie statt der Butter und aus der Haut machen sie Schilde und Panzer, Peitschen und Spagierstöcke."

„Kann man das Nashorn nicht auch zähmen?" fragte Werner den Beter. „Ja wohl," sagte dieser, „wenn man's jung fängt; — aber was nützt man an ihm? Einen Pfeffer und Safran, weiter nichts! Es isst und bleibt — dumm, roh und beschalt." —

„Ein anderer Dichtbäuer," fuhr der Beter fort, nachdem er etwas kleine Pause gemacht hatte, — „ist der

### Tapir.

Ich kann euch hier keinen zeigen; denn obwohl er im ganzen heißen Amerika sehr häufig zu finden ist, in Capenne sogar gezähmt in den Häusern, — so wird er doch gar selten nach Europa gebracht, und lebendig ist er — meines Wissens — noch gar nicht bei uns zu sehen gewesen. Denkt euch: wir waren dort im heißen Amerika und spazierten gegen Abend in einem dichten Wald; plötzlich horten wir nicht weit von uns aus einem dicken Gebüsch heraus einen langen Pfiff. Was ist das? Seht, jetzt drückt ein Thier durch die Zweige, das was noch nicht bemerkt. Es ist so groß wie ein Hesel, ähneln aber im Aussehen und in seinen Manieren einem Schwein. Es steht kraus aus, reckt den Rücken, streckt den Kopf vor, verlängert seinen Rüssel, der aber nur etwa 3 Zell lang ist und bewegt ihn hin und her; auf dem vorder Hals hat es eine Art von heißer Wähne, seine Augen sind klein, seine Ohren desgleichen, sein Schwanz kurz. Das ist der Tapir. Der hat sich den Tag über schlafend im Gebüsch verborgen und geht jetzt, da die Nacht beginnt, aus, um Wasserlöcher und Citrullen anzuschauen. Jetzt hat uns der Tapir bemerkt. Guck, macht er Reißaus; durch Dick und Dünn rennt er fort und räumt mit dem tief nach unten gerichteten Kopf alles Gebüsch hinweg; er rascht nicht eher, als bis er den nahen Fluß erreicht und drin untergetaucht hat."